

### 3. Mein Aufenthalt in Afrika.

Vortrag von Karl Kübel gehalten im Kuriaal, Neubau zu Cannstatt.

Der freundlichen Einladung von Herrn Major Dürr, Ihnen hier einiges über meinen Aufenthalt in Afrika zu erzählen, leiste ich gerne Folge, und werde Ihnen gerne über meine Erfahrungen draußen einiges mitteilen, indem ich im voraus auf Ihre Nachsicht rechne, wenn ich Ihnen keinen formvollendeten Vortrag halte, aber Sie werden begreifen, daß man in der Einsamkeit Afrikas keine Gelegenheit hat, sich zum Redner auszubilden.

Es war am 10. Juli 1910, als ich als Passagier der Gertrud Wörmann nach 3 wöchentlicher Fahrt von Marseille aus in die Bucht der palmenumrahmten Stadt Tanga einfuhr. Tanga, nach der langen Reise die erste deutsche Station, bildet den nördlichsten Küstenbezirk unserer Kolonie, es ist Ausgangspunkt der Usambarabahn. Die herrlichen Usambaraberge, die auf der Ostseite nach Tanga zu abfallen, bilden dort das wichtigste Plantagengebiet. Auf der Höhe wird Kaffee und Kautschuk, nach den Tiefländern zu Baumwolle und Sisalagaven neben Kautschuk und an der Küste selbst werden vor allem Kokospalmen gebaut.

Am 11. Juli erreichten wir Daresaalam.

Es wird Ihnen bekannt sein, welch prächtigen Gafen uns die Natur an der Küste Daresaalam's geschenkt hat. Es begrüßt uns eine herrlich grüne Vegetation — Mangroven und Palmen — äußerst freundlich ist der Anblick Daresaalam's selbst mit seinen schönen weißen Gebäuden und seinen 2 stolzen Kirchen. Bei der Landung berührt es uns angenehm, eine große Anzahl bequemer Beförderungsmittel vorzufinden, die Rikschahs, kleine 2 räderige Wagen, die an Stelle des Pferdes von einem kräftigen Eingeborenen gezogen werden. Die Rikschahs selbst sind für 2 Personen bestimmt und sind insolgedessen bedeutend breiter als die Rikschahs, die ich bei meinem früheren Aufenthalt auf Ceylon gesehen habe. Die Rikschahs auf Ceylon bieten nur Sitzgelegenheit für eine Person und sind darum viel handlicher, auch stellen sie naturgemäß an den Eingeborenen keine so große Kraftanforderung. Insolgedessen kann der Eingeborene auch viel größere Entfernungen damit zurücklegen.

Daresaalam hat jetzt eine weiße Bevölkerung von 1 050 Europäern, darunter 950 Deutsche. Die gesamte weiße Bevölkerung Deutsch Ostafrikas betrug am 1. Januar d. Js. rund 5 400 Europäer, darunter 4 100 Deutsche. Sie hat im Laufe eines Jahres um 470 Köpfe zugenommen. In Wirklichkeit hat sich jedoch die deutsche Bevölkerung um 530 Köpfe vermehrt, was sich dadurch erklärt, daß die Zahl der Griechen um 128 zurückgegangen ist, eine Folge des Balkankrieges, der damit auch direkt auf unser Schutzgebiet Einfluß gehabt hat. Die landfremde farbige Bevölkerung beläuft sich auf 15 000 Köpfe, darunter sind nahezu 9 000 Indier, 4 000 Araber

und 2 000 verteilen sich auf die Sudanesen, Somalis und andere afrikanische Stämme. Die eingeborene Bevölkerung selbst beträgt 7—8 Millionen.

Kilwa, das der südlichste Küstenhafen war, den ich berührte, hat als Bezirk 49 Europäer und nur 2 davon sind Griechen. Kilwa liegt 9 Grad südlicher Breite und 39 Grad östlicher Länge. Es gibt jedoch 2 Orte mit dem Namen Kilwa, der eine mit dem Beinamen Kivindsche, welcher jetzt der Haupthandelsplatz und Sitz des Bezirksamts ist und der andere mit dem Beinamen Kisiwani, welcher 30 Kilometer südlich davon liegt und keinerlei Bedeutung mehr besitzt. Der letztere Hafen ist aber interessant wegen seiner imposanten Ruinen, die Zeugnis geben aus der Zeit, wo es unter persischer, später unter portugiesischer Herrschaft einer der Haupthandelsplätze der ostafrikanischen Küste war. Namentlich im vorigen Jahrhundert zogen sich die Araber im Kampfe gegen die Engländer um den Sklavenhandel mehr und mehr von dort zurück. Der jetzige Hafen von Kilwa Kivindsche ist von der Natur nicht besonders bevorzugt, der Küstendampfer muß weit ab vom Lande Anker legen, zum Zwischenverkehr dienen dann die arabischen Dhau. Das heutige Kilwa hätte höchstens durch den Bau der Südbahn nach dem Njassasee ein bedeutender Handelsplatz werden können. Jenes Projekt, das vor 4 Jahren beinahe ausgeführt worden wäre, ist aber heute vollständig fallen gelassen worden, da auf der ganzen Strecke Kilwa=Liwale=Songoa keinerlei ins Gewicht fallende Produkte zur Beförderung in Betracht kommen.

Das Ziel meiner Reise war Liwale, wohin ich für 3 Jahre auf eine Pflanzung angagiert war.

Gerade auf der Strecke Kilwa=Liwale sind schlechte Bodenverhältnisse und ist zeitweise ganz ungenügend Wasser vorhanden, so daß in der Trockenheit die Karawanen infolge Wassermangels den direkten Weg von Kilwa nach Liwale nicht gehen können, sondern gezwungen sind, einen ca. 3—4 Tage weiteren Umweg über den Matandu zu machen. In Kilwa hat die Hamburger Großfirma, für welche ich draußen tätig war, ein Handelshaus, dort brachte ich zunächst 10 Tage zu, um die Vorbereitung für meine Reise nach Liwale zu treffen. In Anbetracht seiner Einwohnerzahl war ich daselbst über den guten Besuch des Hotels überrascht, denn ich konnte täglich bei dem Dämmerstopp eine große Anzahl Deutsche vorfinden, was sich aber damit erklärt, daß die Leute in der Kolonie in ihrer Einsamkeit eben das Bedürfnis haben, sich abends zu unterhalten.

Die Reise ins Innere trat ich in Gemeinschaft eines Herrn jenes Handelshauses an, wodurch ich aller Reisesorgen enthoben wurde. Wir hatten ca. 70 Träger, da wir gleichzeitig auch noch Waren in die Filiale nach Liwale zu bringen hatten, außerdem hatten wir 8 Diener und 2 Aufseher. Für unsern persönlichen Bedarf hatten wir filtriertes Wasser von Kilwa mit, nach Verbrauch desselben mußten wir aber auch nolens volens mit dem schmutzigen Wasser vorlieb nehmen, das wir eben gerade antrafen und mußten

überhaupt froh sein, daß die Wasserstellen damals noch nicht ausgetrocknet waren. Wir konnten übrigens bequem abwarten, bis das Wasser genügend abgekocht war, da wir einige Lasten Exportbier mitgenommen hatten. Auf den Märschen richteten wir uns so ein, daß wir gegen 10 Uhr bereits im Lagerplatz eintreffen konnten. Wir freuten uns dann, die müden Glieder auszustrecken und zu der heißen Tageszeit nicht gehen zu müssen. Ich betone, daß wir die ganze Strecke von Kilwa nach Liwale zu Fuß gegangen sind, ohne eine Hängematte, die draußen auf Reisen fast unentbehrlich ist, zu benutzen. Ich habe dann später auf einer anderen Reise, wie auch auf der Pflanzung das Getragenwerden in der Hängematte kennen gelernt und fand es natürlich außerordentlich bequem. Man rechnet auf Märschen für eine Hängematte 8 Träger, die abwechselnd je zu zweien den Stamm der Hängematte tragen, allerdings riskiert man, daß wenn einer der beiden Träger ausgleitet, man mit dem Boden mehr oder weniger hart in Berührung kommt. Im großen Ganzen haben wir aber sehr gute Träger draußen, deren sicherer Gang geradezu staunenswert ist.

Der Pfad nach Liwale führt durch hügeliges Gelände, lichter Laubwald wechselt mit hohen Gras- und niederen Baumsteppen ab. Landschaftlich ist die Gegend weniger schön, da gerade in den Steppen statt einer üppigen Vegetation mit lebhaftem Grün alles nur matt und sad erscheint.

Interessant auf der Reise sind die ersten Morgenstunden, wo man mitunter Gelegenheit hat, Wild zu sehen, das sich gerne in aller Frühe, nachdem es sich den Gefahren des Raubzeugs entfernt weiß, etwas ergeht. Für viele Europäer bildet gerade das Raubzeug einen Hinderungsgrund, um schon bei Nacht aufzubrechen, kommt es doch mitunter vor, daß der Leopard, indem er dem Geruch der Menschen nachgeht und sie von hinten angreift, die Leute schlägt und zwar oft mehrere rasch hintereinander. Meist sind nun aber glücklicherweise die Wunden der Leopardentake nicht allzusehr gefahrvoll, sie heilen bei richtiger Behandlung verhältnismäßig sehr rasch und hiervon zurückbleibende Narben kennzeichnen dann auf Lebenszeit den Geschlagenen.

Weit gefürchteter als der Leopard ist der Löwe, der aber, so stark er als der König der Tiere ist, durch seine bekannte Feigheit nur beschränkt gefährlich ist. Ihn hält die Lampe, die natürlich bei dem frühen Aufbruch in der Nacht auf Reisen nicht fehlen darf, am sich schon ab, näher zu kommen. Durch die große Menge gehender Menschen würde er sich doppelt beunruhigt fühlen und von einem Angriff eines Löwen auf eine größere dahinziehende Karawane habe ich noch nie gehört, wohl aber, daß er 2—3 alleingehende Personen angreift, zumal ja die Eingeborenen die Gewohnheit haben, ohne jeden Schutz und ohne Licht, wenn es sein muß eventl. im Interesse ihres Handels, auch bei Nacht zu gehen. Haupt-sächlich sieht es der Löwe auf die im freien Lager schlafenden Personen ab und seiner Freßlust gegenüber tritt manchmal seine

Scheu vor dem hellauflodernden Lagerfeuer zurück. Ist der Geschlagene nach dem Angriff des Löwen noch beim Bewußtsein, so fängt er ein mörderisches Geschrei an, worauf sich der Löwe aus dem Staube macht. In diesem Falle ist dann bei sofortiger Behandlung der Eingeborene eventl. noch zu retten, meist aber wird die Wunde brandig und ist jede Behandlung umsonst. Man kann ruhig sagen, daß die Art des Eingeborenen, den Löwen durch Gebrüll zu verjagen, die einzig richtige ist. Gewiß wird er auch durch Schüsse abgeschreckt werden, aber wenn man bei Nacht inmitten einer Karawane auf den Löwen schießen wollte, den man noch gar nicht zu Gesicht bekommt, so würde man entschieden mehr Unheil anrichten als es durch Zufall nützen könnte. Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß Anfang dieses Jahres sich ein außerordentlich tragisches Unglück ereignete, wo ein jung verheirateter Oberleutnant, der damals erst kurze Zeit aus seinem Urlaub von Europa zurück war, auf seiner Reise bei Nacht seine junge Gattin durch einen Schuß verlor, den ein Askari in Folge der in der Karawane ausgebrochenen Aufregung über einen in der Nähe brüllenden Löwen, abgab. Durch das Gebrüll des Löwen darf man sich auch nicht so leicht abschrecken lassen, da man ihn noch Kilometerweit hört und zweitens soll er, wie mir die Eingeborenen erzählt haben, durch sein Gebrüll eine gewisse Befriedigung zeigen, also namentlich dann brüllen, wenn er sich voll gefressen hat.

Mitunter hört man auch draußen, das schakalartige Gebrüll der *Synae*, die aber dem Menschen wohl kaum gefährlich ist.

Wie Sie wissen, kann man das Raubzeug verhältnismäßig leicht abfangen, durch Stellung eiserner Falleisen. Man stellt dieselben gern auf Wege auf, die den Rand größerer lichten Stellen im Walde passieren, besonders gern auch an den Grenzwegen von Pflanzungen, weil die Raubtiere die Gewohnheit haben, solchen Wegen entlang zu laufen, von wo aus sich ihnen ein großes Jagdfeld bietet. Nicht selten tölpelt auf diese Weise so ein lästiges Raubtier in die Falle. Es kommt dann mitunter vor, daß das Raubtier seine Pfote aus der Falle herausziehen vermag, oder dieselbe abbeißt und weiter geht. So hat auch in meiner Falle ein Löwe ein Andenken zurückgelassen. Auf den Abschluß von Löwen ist eine Prämie von Mk. 15.— auf den von Leoparden eine solche von Mk. 10.— gesetzt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die Eingeborenen zum Teil heute noch mit Speer, Pfeil und Bogen mutig auf diese Raubtiere Jagd machen, wenn ich es nicht selbst auf Reisen erlebt hätte, daß sie einen Tag vor meiner Ankunft in Kiulimila daselbst einen Leoparden erlegt hatten, später sagte mir dann der Vorsteher der Bezirksnebenstelle in Ribata, daß dieselben Leute wenige Wochen zuvor ihm eine Löwenhaut gebracht hätten.

Einen Tagemarsch vor Sivale ist ein sehr großer Wildreichtum, besonders zahlreich sind dort Perl- und Rebhühner vertreten, die man oft zu Hunderten sehen kann. Das Wild selbst

hat in der dortigen Gegend seine größten Feinde unter den wilden Hunden, die meist in großen Rudeln gehen und auf Jagd mit unermüdlischem Rennen durch Umkreisung des Wildes sich ihre Beute holen. Diesen interessanten Vorgang habe ich selbst einmal auf der Jagd beobachten können.

Liwale selbst war früher bekannt wegen seines großen Elefantenreichtums. Zwischen dem Nowuma, Liwale und Mahenge sollen früher große Elefantenherden vorhanden gewesen sein, doch ist ja der Abschluß auf Elefanten derartig unweidmännisch, von den sogenannten Elefantenjägern betrieben worden, daß man Anfang des vergangenen Jahres gesetzliche Verordnungen erlassen mußte, die dahin gingen, daß das gewerbsmäßige Elefanten-schießen verboten wurde und man jetzt nur durch Lösung eines sehr teuren Jagdscheines das Recht erwerben kann, einen oder bei weiterer Zahlung höchstens 2 Elefanten zu schießen. Infolgedessen hat natürlich der Elfenbeinhandel D. D. A. bedeutend nachgelassen und ist für Erhaltung dieses Riesen, der ja den indischen Elefanten an Größe noch weit übertrifft, Sorge getragen. Diese Maßregeln verhindern aber, so gut sie in dem erwähnten Sinne sind, auf der anderen Seite nicht, daß der Elefant uns oft ein recht lästiger Feind wird, dadurch, daß er mitunter ganze Felder verheert, wobei er die mitten im Urwald Ackerbau treibenden Eingeborenen über Nacht um Hab und Gut bringen kann. Die Elefantenjagd ist mit mancherlei Gefahren verbunden, ich habe mir hierüber ausführlich von zwei Elefantenjägern, die mich in Liwale besuchten, erzählen lassen. Den Elefantenspuren kann man in der Regenzeit mit Leichtigkeit nachgehen, allerdings muß der Jäger ein hervorragender Fußgänger sein, weil die Elefanten an sich sehr weit gehen, bei Witterungen aber unglaublich rasch rennen sollen. Dabei treten sie das dickste Gebüsch einfach nieder und schmeißen oft ganze Bäume um, letzteres tun sie allerdings häufig auch lediglich aus Spielerei. Ich habe bei meiner letzten Reise öfters im Urwald Strecken gesehen, die einen abgeholzten Eindruck machten, wie sich jedoch später herausstellte, waren dies vom Elefanten heimgesuchte Plätze. Bekanntlich gehen die Elefanten meist in Herden und ruhen sich zur heißesten Tageszeit über Mittag aus. Es wurde mir gesagt, daß man im Gebüsch zu dieser Zeit ganz nahe an den Elefanten heranschleichen könne und häufig nicht weiter als 8—10 Meter von ihm entfernt zu Schuß komme. Die Elefantenbüchsen sind extra so gearbeitet, daß man ein ungewöhnlich scharfes Geschosß daraus abfeuern kann. Tödlich wirkt der Schuß nur, wenn er unmittelbar in die Schläfe eindringt. Ein nicht vollständig sicherer Schütze setzt sich in diesem Moment großer Lebensgefahr aus, da der Elefant außerhalb der Schläfe ruhig ohne tödliche Wirkung angeschossen werden kann, tritt dies aber ein, so greift der Elefant seinen Gegner an, trampelt ihn nieder, oder sucht ihn, falls der Jäger auf einem hohen und starken Baume sitzt, mit dem Rüssel herunterzuwerfen. Von den beiden Elefantenjägern, die ich sprach,

ist jeder einmal für sich knapp einem solchen Abenteuer entronnen, der eine dadurch, daß der Elefant seinen Diener zerstampfte, der andere konnte noch in letzter Minute zum Schuß kommen. Interessant ist, daß ein angeschossener Elefant einst seinen Gegner bis zu dessen Lagerplatz verfolgte, von wo er nur durch viel Gebrüll abgehalten werden konnte.

Nun zu Liwale selbst. Als ich zum ersten Mal dort einzog, war ich äußerst überrascht über die großen und schönen Häuser, die dort vorhanden waren. Bekanntlich war Liwale ein Hauptsitz des Aufstands im Jahre 1905 und ist auch zuerst gefallen. Seinerzeit war von einer Befestigung Liwales noch keine Rede, sondern der dortige Regierungsbeamte wohnte in einer regelrechten Lehmhütte mit Grasdach. Obgleich die Verschwörung unter den Eingeborenen fast ganz unbemerkt vor sich ging, so gelangten doch schon wenige Tage vor dem Fall Liwales Meldungen von Unruhen nach Kilwa. Der dortige Bezirksamtmann warnte dann auch jenen von Kilwa über Liwale nach Ssongea reisenwollenden Bischof vor Ausführung seiner Reise. Der Bischof, in dessen Begleitung sich noch ein Bruder und zwei Schwestern befanden, ließ sich aber nicht abhalten und befam noch zur Verteidigung für seine Träger 20 Gewehre mit. Einen Tagemarsch vor Liwale fiel er ohne jede Verteidigung seinerseits und so fielen die ganzen Gewehre in die Hände der Eingeborenen. Seit jenem Aufstand, der den Eingeborenen zweifellos ein Bild von der deutschen Macht gab, haben wir es mit ruhigen Verhältnissen zu tun. Ob die Leute jemals wieder aufständig werden, läßt sich bei diesem fanatischen Volk nicht voraussagen, vorderhand aber liegen zu Bedenken keine Gründe vor. Auch ist es ausgeschlossen, daß bei der jetzigen Festung in Liwale die dortigen Europäer unterliegen würden, Gefahr wäre nur vorhanden, durch eine islamitische Bewegung und zwar wenn es so weit kommen sollte, daß die Askari der Schutztruppe nicht mehr zu uns halten. Daran wollen wir aber nicht denken, zumal die Truppe beim Aufstand sich ganz vorzüglich bewährt hat und auch die Küstenneger, die Boys usw. uns alle seinerzeit treu geblieben sind.

In Liwale sind zur Zeit 9 Deutsche, darunter 3 Frauen und 1 Kind, in und um Liwale ist die Eingeborenenbevölkerung sehr schwach, die Leute selbst, treiben wohl für sich etwas Ackerbau und beschäftigen sich auch mit Zapfen der Lianen. Zur Arbeit auf den europäischen Plantagen waren sie aber bislang wenig zu haben. Seit Jahren herrscht in Liwale ein reger Handel mit Aufkauf des dortigen Wildkautschucks, der an Qualität dem D. O. A. Plantagenkautschuck nicht viel nachsteht. Ferner spielt der Aufkauf von Wachs eine große Rolle, das Pfund kostet zur Zeit nahezu 1 Rp. Die Verpflegung der Arbeiter machte in Liwale häufig große Schwierigkeiten, da den dortigen Ackerbau treibenden Eingeborenen jedes Verständnis dafür fehlt, über den eigenen Bedarf hinaus Getreide anzubauen. Sind dann einmal die Witterungs-

verhältnisse schlecht, so daß die Ernte nur äußerst knapp ausfällt, so tritt naturgemäß eine regelrechte Hungersnot ein. Da Liwale 9 Tage von der Küste entfernt liegt, so ist an einen Bezug von Nahrungsmitteln aus Kilwa kaum zu denken. Auch wir hatten einmal vorübergehend eine Hungersnot. Es kosteten damals 7 Pfund Maismehl 1. Rp. (= M. 1.33) während sonst 7 Pfund nur 25 Heller (= 33 Pfennig) kosten. Wie schon angedeutet, wären auch in Liwale die Arbeiterverhältnisse schlecht gewesen, wenn wir in Liwale nicht von Esongeä her, dem Hauptsitz der Wangoni einen starken Zuzug von Arbeitern gehabt hätten. Früher waren auch zahlreiche Wajao in Liwale als Arbeiter tätig, diese kamen vom Süden, teils aus dem Lindibezirk, teils aus Portugiesisch O. A., auch sie bilden gleich den Wangoni ein äußerst tüchtiges und leistungsfähiges Arbeitsvolk. Jetzt wo Lindi selbst natürlich mit allen Mitteln seine eigene Bevölkerung und dazu die Wajaos von jenseits des Komuma für seine Pflanzungen zu gewinnen sucht, hat Liwale von Seiten der Wajao keinen Zulauf mehr. In aller letzter Zeit hat ja nun die Regierung dahin Verordnungen erlassen, daß sie den Pflanzern mit Beschaffung von Arbeitern durch Belehrung derselben an die Hand gehen will, vorausgesetzt, daß der betreffende Arbeitgeber nicht in dem Rufe einer ungerechten Arbeiterbehandlung steht. Auf jene Verordnung hin, gelang es auch mir in diesem Jahr, die in der Gegend von Liwale ansässigen Wangindo zur Arbeit heranzuziehen und wurden dieselben, da sie nicht alle gute Arbeiter waren, je nach ihrer Leistung bezahlt. Einen Zwang auf die Bevölkerung zwecks Heranziehung zur Arbeit auszuüben, hat die Regierung dort noch nicht erlaubt, aber ein paar gute Worte halfen da schon viel. Die Arbeiter bekommen einen Lohn 8—12 Rp. pro Monat, wobei sie für ihre Beköstigung selbst aufkommen müssen. Durch die Gewohnheit der Neger, nicht täglich zur Arbeit zu erscheinen, reduziert sich dann der Lohn eventl. bis zur Hälfte.

Was die Bestrafung der Eingeborenen anbelangt, so liegt dieselbe ausschließlich in der Regierungsgewalt. Der Arbeitgeber muß ein Klageverfahren gegen den Arbeiter anstrengen und besitzt selbst kein Züchtigungsrecht. Es ist ihm jedoch gestattet, bei Widersetzlichkeiten, besonders bei frechem Benehmen eines Arbeiters ihm sein Vergehen mit einer Ohrfeige zu quittieren. Im allgemeinen kommt man von der Prügelstrafe immer mehr ab, sie wird hauptsächlich bei rohen Vergehen und Körperverletzungen, wie auch bei frechem Benehmen Europäern gegenüber verhängt, doch werden meist statt den früher üblichen 25 heute nur noch 10 bis 15 Siebe mit der Milpferdpeitsche verabreicht.

Das Gemisch von Eingeborenen, das in und um Liwale wohnt, trägt in der Hauptsache islamitischen Charakter. Die besseren Islamiten halten unter großer Bekreuzung vor ihren Häusern in den Dämmerungstunden täglich ihre lauten Gebete, die meisten Farbigen rechnen sich einfach zu den Islamiten, weil dies so der gute Ton unter den Leuten will. Auch christliche r

Einfluß macht sich unter den Leuten bemerkbar, namentlich finde ich, daß in der katholischen Mission Beramihö die Neger zu guten Christen erzogen werden. Es freute mich immer, wenn ich unter meinen Arbeitern auch Leute dieser Mission vorfand. Ueber die heidnische und abergläubische Bevölkerung D. D. A. mag man sagen was man will. Das eine Große aber haben auch diese wilden Völker in ihrer Religion, daß sie als höchste Gewalt einen allmächtigen Gott über sich sehen, den sie Mungu nennen, alles Heil und Unheil kommt von ihm, sie glauben wohl auch, daß ihr ganzer Lebensweg von Anfang an von diesem Mungu bestimmt ist und so sind sie nie sonderlich durch ein Unglück bedrückt, sondern sie sagen dann einfach, es ist schauri ja Mungu d. h. der Wille Gottes. Es ist ganz charakteristisch, daß, wenn ein Mann vom Löwen geschlagen worden ist, dessen Bruder oder Freund ohne viel Mitleid sagt, es ist eben schauri ja Mungu.

Was den Charakter der Eingeborenen anbelangt, so gelten sie vielfach für betrügerisch, lügenhaft und oft auch für faul. Mir scheint, daß da Ausnahmen die Regel bestätigen. Wenn man den einzelnen Eingeborenen näher kennen gelernt hat, so dringt man in den Charakter desselben weit mehr ein und man sieht dann oft, wie man ihn durch eine richtige Behandlung zu einem recht brauchbaren Arbeiter machen kann. Speziell unter den Dienern, den sogenannten Boys gibt es immer wieder welche, die ganz hervorragende Eigenschaften besitzen, praktische Veranlagung, verbunden mit Tüchtigkeit und Ausdauer, daneben Anhänglichkeit und Treue sind nicht selten. Auch ich habe nach vielen Mißgriffen einen außerordentlich brauchbaren Diener bekommen, der sich auf sämtliche Arbeiten verstanden hat. Er war peinlich sauber beim Reinigen der Zimmer, kochte ganz ausgezeichnet (auch Spätzle) und verstand nebenher auch das Waschen und Plätten der Kleider. Sie können sich denken, daß man draußen durch die Bedienung sehr verwöhnt wird, da man sich draußen für einen uns hier gering scheinenden Lohn viel Bedienung halten kann. Es bekommt ein Diener 12—20 Rp. pro Monat, also noch nicht Mk. 30.— wobei er sich aber selbst verpflegen muß.

Liwale liegt 400 Meter hoch. Es ist insolgedessen verhältnismäßig gesund, die Nächte sind stets kühl, ja in den Monaten Mai bis Juli sinkt die Temperatur sehr tief herunter, bisweilen bis zu 7 Grad. Sie können sich vorstellen, daß man da trotz aller Decken mitunter ordentlich friert, denn Decken haben wir dort nicht. Auch die Eingeborenen sind im großen Ganzen dort gesund, zur Regenzeit leiden sie jedoch viel unter Fieber, denn unter den Dächern ihrer Grassütten halten sich immer massenhaft Moskiten auf. Außer Malaria tritt in Liwale auch die Leprafrankheit auf und hat man zur Isolierung der Lepra kranken Leute in der Nähe von Liwale, ein Lepraheim errichtet. Nach den neuesten Nachrichten, die ich aus Liwale habe, befürchtet man, daß dort ein Fall von Schlafkrankheit eingeschleppt worden sei, was mir immer-

hin nicht ausgeschlossen erscheint, da ja in Songea die Schlafkrankheit sehr verbreitet ist und sich von dort der ganze Karawanenverkehr nach der Küste über Lwale bewegt.

In sanitärer Hinsicht wird übrigens viel für die Eingeborenen getan, man sieht auf wohl gebaute Hütten mit geräumigen Abteilungen (Zimmer wäre zu viel gesagt) auf gute Wasserversorgung usw. Zur Kontrolle für die Instandhaltung der Bauten ist von der Regierung ein Arbeiterkommissar angestellt. Seit Anfang April wurde angeordnet, daß jede Plantage, die unter 100 Arbeiter beschäftigt, sich einen farbigen Heilgehilfen halten muß, wenn sie über 100 Leute beschäftigt, soll sie, so viel ich weiß einen europäischen halten. Für diesen Zweck wird den Plantagenbeamten an den Küstenstädten Gelegenheit geboten, 6 wöchentliche ärztliche Sanitäts-Kurse durchzumachen. Auf Ceylon ist es bei den nahe aneinanderliegenden Plantagen so, daß ein farbiger Heilgehilfe gleichzeitig die Dienste für mehrere Estates, also Pflanzungen besorgt, wodurch sich natürlich die Kosten wesentlich verringern. Gerade in der Krankenpflege ist den deutschen Frauen noch ein großes Feld zur Betätigung geboten und es muß anerkannt werden, daß die Frauen draußen ihre Kenntnisse in uneigennützigster Weise in mühevoller Arbeit zur Verfügung stellen. Die Eingeborenen glauben auch zusehends immer fester an den Wert unserer Arzneimittel, gerade auf meiner letzten Reise kamen zahlreiche Leute zu mir, die alle Arznei verlangten.

Was viel zur Gesundheit und zum Wohlbefinden der Europäer mitspricht, ist die im Binnenlande vorherrschende trocken heiße Luft. Die Temperatur mag noch so hoch sein, man empfindet sie nie so lästig, wie eine viel niedrigere feucht heiße Luft, wie sie zum Beispiel auf Ceylon in den tief gelegenen Distrikten vorherrscht. Dort war es derartig heiß, daß ich auch bei Nacht kaum schlafen konnte. Da die Bewohner der Küstenstädte in D. D. A. unter dieser feuchtheißen Luft auch sehr leiden, so entstehen in den gesunden Hochländern D. D. A. ähnlich wie auf Ceylon große Hotels, wo die Erholungsbedürftigen Küstenbewohner nach kurzem Aufenthalt Genesung finden.

Nun, noch etwas über die wirtschaftlichen Verhältnisse D. D. A. An den Küstenstädten blühen große Handelshäuser auf. In Dareessalam hat die Firma Traun, Stürken und Devers im vergangenen Jahre einen prachtvollen Neubau errichtet, ein nicht weniger großartiges Gebäude stellte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit dem Usambara-Magazin auf, wo sämtliche europäische Bedarfsartikel zu haben sind. Der Gesamt-handel D. D. A. beträgt etwas über 81 Millionen Mark. Davon kommen auf Ausfuhr nahezu ca. 31 Millionen auf die Einfuhr ca. 50 Millionen. Das bedeutet gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 15 Millionen Mark. Die wichtigste Ausfuhr bestand in 1000 Tonnen Plantagenkautschuk, 200 Tonnen wildem Kautschuk, 17000 Tonnen Sisalhansf, 2150 Tonnen Häute und Felle, nahezu

1900 Tonnen Rohbaumwolle, 1600 Tonnen Kaffee und 4250 Tonnen Kopa.

Wie steht es nun mit den Plantagen selbst?

Außerordentlich günstig ist zur Zeit der Markt für Sisalhansf, die Kultur selbst ist nur im Großbetriebe möglich und bei sehr guten Wasserverhältnissen. Große maschinelle Anlagen und Feldbahnen sind erforderlich. Die Ostafrika Co. hat in Rikwetu bei Lindi einen der größten Sisalbetriebe, sie braucht aber auch ständig über 1000 Arbeiter. Zur Beschaffung derselben hat sie ständig ein bis zwei europäische und 4 farbige Arbeiteranwerber unterwegs. Die Pflanzung kann, soweit ich unterrichtet bin, mit ihrem Arbeiterstand äußerst zufrieden sein, denn das Bezirksamt Lindi trägt viel zur Beschaffung von Arbeitern für dort bei. Man kann sagen, daß der Lindibezirk sich in den letzten Jahren am meisten entwickelt hat. Ein Grund hierfür liegt darin, daß der dortige Bezirksamtmann sich außerordentlich um seinen Bezirk verdient gemacht hat. Die Sisalgesellschaften zahlen jetzt 10% Dividende und mehr.

Eine zweite sehr rentable und aussichtsreiche Kultur ist der Kaffee, der namentlich in den Usambarabergen sehr gut gedeiht und eine hervorragende Qualität besitzt. Einen Hemmschuh für eine sichere Prosperität der Kaffeepflanzungen bildet die im Norden sehr schwierige Arbeiterfrage. Die Pflanzler haben dort große Löhne eventl. bis zu 15 Rp. pro Monat und horente Arbeiteranwerbkosten zu zahlen. Sie sind sogar gezwungen, die Leute aus dem Süden ja bis von Songea holen zu lassen und Sie können sich denken, mit welcher unerschwinglichen Kosten die Reisen verbunden sind.

Viel versprochen hat man sich auch von der Baumwolle, doch ist der Anbau derselben im Norden fast eine Unmöglichkeit, weil dort die Regenzeit ganz unregelmäßig einsetzt und so die ansetzende Wolle, die zur weiteren Reife lediglich Sonne verlangt, häufig durch Regen vernichtet wird. Man hat im Süden eine viel regelmäßigere Regen- und Trockenzeit und an sich wäre die Baumwollkultur dort aussichtsreich, manche Pflanzler haben auch dort schon schöne Ernten gehabt, oft aber scheitert das Gelingen an der Arbeiterfrage. Wir müssen draußen die ganzen Felder zur Bestellung behacken lassen, pflügen können wir wegen der Tsetsekrankheit nicht, neuerdings wäre durch den Stockmotorpflug im Großbetrieb bedeutende Besserungen zu hoffen. Dieser Motorpflug ist in diesem Jahr in Afrika eingeführt worden und hat sich offenbar bis jetzt sehr gut bewährt. Er hat mehrere Scharen und wird von einem Mann bedient. Im Gegensatz zum Dampfpflug wird er wohl den Vorzug haben, daß er handlicher ist und auch hügeliges Gelände passieren kann. Wir wären aber mit der Baumwolle schon viel weiter, wenn dieselbe nicht so furchtbar durch eine Menge Schädlinge verheert würde. Gerade im Süden haben die Krankheiten der Baumwolle schon manche Gesellschaft und manchen Ansiedler ruiniert, zur Bekämpfung derselben ist schon viel versucht worden, aber der

Erfolg bleibt abzuwarten. Hoffen wir, daß die vielen Versuche nicht vergebens seien, daß sie noch einigermaßen eine Rentabilität gewährleisten und daß es vorwärtsgehe mit der Baumwollproduktion unserer Kolonien.

In welcher traurigen Lage sich zur Zeit die Kautschukpflanzler befinden, wird Ihnen bekannt sein. Man hat immer wieder die Pflanzler davor gewarnt, sich einseitig auf Kautschuk zu legen und es war vorauszusehen, daß die Krisis mit diesem Jahre eintreten mußte. Zur Zeit des Rubberbooms Weihnachten 1909 wurden in Indien, auf Ceylon und in den malaischen Staaten mit Riesenschritten Kautschukpflanzungen angelegt und zwischen Thee, Kaffee und Baumwolle, wo es gerade paßte, wurden Kautschukbäume gepflanzt. Die Folge davon ist, daß eine ungeheure Ueberproduktion in diesem Jahre eingetreten ist. Dazu kommt, daß der auf Ceylon und in Indien gewonnene Parakautschuk eine weit bessere Qualität besitzt, als unser ostafrikanischer Manihot Kautschuk. Heute ist es so, daß man in D. O. darauf verzichten muß, die vorhandenen Bestände zu zapfen. Die Ausgaben für die Zapfmittel (Eßigsäure oder Chlorcalcium) für die Geräte und für die Arbeiterlöhne verschlingen weit mehr als der Kautschukpreis heute in Hamburg beträgt. Man produziert zu 2.50 und bekommt 2.20. Mit dem Ruin der Kautschukpflanzler ist auch eine schwere Rückwirkung auf die Eingeborenen unvermeidlich. Die Lohnzahlungen müssen stocken, die Kauf- und Steuerkraft des Eingeborenen muß nachlassen, da sie zum großen Teil auf dem unmittelbaren Verdienst in den europäischen Unternehmern beruht. Die Pflanzler schimpfen nun über die traurigen Arbeiterverhältnisse und wollen von der Regierung erreichen, daß sie mit ihren Arbeitern 3jährige Kontrakte abschließen können, sie wollen, daß mit der extensiven Wirtschaft der Eingeborenen endlich Schluß gemacht wird. Es ist ganz zweifellos, daß man durch eine längere Kontraktdauer die Arbeiter zu immer brauchbareren Leuten heranziehen kann und ein gewandter Arbeiter kann schließlich das doppelte oder dreifache Quantum an Kautschuk zapfen als ein Neuling. Ob aber die Regierung sich auf eine derartig lange Kontraktdauer einlassen wird, ist mir äußerst fraglich. Daß neuerdings Kontrakte auf die Dauer eines Jahres abgeschlossen werden können, ist schon ein bedeutender Fortschritt.

Es ist klar, daß diejenigen Kulturen, deren Bebauung und Bearbeitung wenig Arbeiter erfordern, immer noch am sichersten und aussichtsreichsten sind und dazu gehören Kokospalmen und Kapok, oder wenn man vom Pflanzenbau absieht, einfach die Viehzucht, die ja in den Hochländern D. O. A. mit Erfolg betrieben werden kann. Der Gesamtbestand des Viehs in D. O. A. beträgt nahezu 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Stück, am zahlreichsten ist die Viehzucht vertreten in Kilimatinde, Ruanda, Urrundi, Wuanza und Moschi.

Eine große Zukunft wird zweifellos der Abbau von Delprodukten haben, da der Bedarf an Speisefett riesig steigt, auch Kapok ist aussichtsreich, doch ist seine Verwendung beschränkt, da es

vorwiegend als Holftermaterial dient, aber zur Spinnerei sich wenig eignet. Eine Spinnerei in Chemnitz hat allerdings so viel ich weiß ein Gutachten über eine gute Verwendbarkeit der Kapokfaser zur Spinnerei abgegeben, man hat aber schon längere Zeit nichts mehr darüber gehört.

Bei den gegebenen Verhältnissen in D. O. A. darf man den Mut nicht sinken lassen. Wäre jetzt nicht die Kautschukkrisis eingetreten, so wäre man entschieden weiter voran. Es ist ein großer Fortschritt, daß die Regierung sich immer mehr das Wohl und Wehe der europäischen Unternehmungen angelegen sein läßt. Ohne jeden Zwang kommen wir natürlich draußen nicht vorwärts. Wir sind auf die Arbeit des Negers angewiesen und es liegt an uns, ihn hierfür möglichst brauchbar zu erziehen.

Am besten kommen draußen die selbständigen Ansiedler vorwärts, die mit eigener Initiative vorangehen, meist mit Erfolg ihre mittelgroßen Pflanzungen bebauen und Handel treiben. Man ist draußen nicht nur Pflanzler, sondern muß gleichzeitig auch ein guter Kaufmann sein, schon allein durch Verkauf von Waren an die eigenen Arbeiter reduzieren sich die Lohnausgaben auf  $\frac{2}{3}$ ,  $\frac{1}{3}$  wird im Laden der sogenannten Duka wieder verdient. Als Angestellte für den Laden hat man neben den Indern häufig die Somalis, die so lange sie beaufsichtigt werden, gut arbeiten. Sobald man sie aber mit Kredit ins Innere schickt, verlieren bezw. veruntreuen sie dieses Geld. Weit schwerer als der eigene Ansiedler tun die großen Gesellschaften, bei denen die Direktion meist in Deutschland sitzt, so die Leiter draußen ganz nach den Anordnungen vom grünen Tisch aus arbeiten müssen. Man ist dann draußen nicht zur rechten Zeit entschlußfähig etc. Ein weiterer Nachteil ist, daß auch für den Betrieb weit mehr Arbeiter erforderlich sind, als gerade in der Nähe der Pflanzung aufgetrieben werden können. Die großen Pflanzungen haben andererseits den Vorteil, daß sie Missernten besser aushalten und ihre maschinellen Anlagen besser ausnützen können.

Gesundheitlich liegen die Verhältnisse für uns Europäer in D. O. A. an sich nicht schlecht. Malaria ist lange keine so gefürchtete Krankheit mehr wie ehemals. Bei richtiger Behandlung kommt man rasch über einen Malariaanfall hinweg. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß man das Chinin nicht unregelmäßig nimmt, sondern es prophylaktisch nur jeden 7. und 8. Tag mit jeweils 1 Gramm einnimmt. Von vielen und dazu gehöre auch ich, wird das Chinin nicht prophylaktisch genommen, weil wir glauben, daß dieses regelmäßige Chininnehmen den Körper schädigt, wir warten also ruhig einen Anfall ab und nehmen dann, sowie die Temperatur fällt, 1 Gramm Chinin pro Tag zur Bekämpfung der sich im Blut in der Entwicklung befindlichen Parasiten. Man setzt dann das Einnehmen von Chinin 6 bis 8 Tage lang prophylaktisch fort. Ein guter Appetit, zu dem notwendig ein gesunder Magen gehört, hilft schnell über die Krankheit hinweg.

Für eine gute schützende Kopfbedeckung ist draußen besonders Sorgfalt zu tragen, die neueste deutsche Mode, ohne Kopfbedeckung zu gehen, kann in Afrika keinen Anklang finden. Wer sich drüben nur einen Augenblick der prallen Sonne aussetzt, riskirt sofort vom Sonnenstich getroffen zu werden.

In Anbetracht der lockenden Aussichten ist ein großer Menschenandrang nach draußen vorhanden, davon zeugen am besten die zahlreichen Bewerbungen bei frei werdenden Stellen in den Kolonien. Es ist klar, daß so wie auf deutschen Hochschulen und besonders auch auf der deutschen Kolonialschule das Menschenmaterial gesiebt wird, auch nach drüben nur tüchtige Leute engagiert werden, von denen die heimische Leitung Brauchbarkeit erwarten kann.

Im großen Gesellschaftssaal in der deutschen Kolonialschule zu Wigenhausen steht eine Standuhr mit der Aufschrift „Otiosus locus hic non est“ d. h. für Müßige ist hier kein Platz. Dies soll auch draußen für jeden einzelnen Kolonisten ein Mahnwort sein.

Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die deutsche Regierung sich immer mehr die Besiedelung unserer Kolonien angelegen sein läßt, daß sie mit Rat und Tat den Pflanzern und Kaufleuten zur Hand geht und daß sie in der Selbstverwaltung D. D. A. einen wichtigen wertvollen Schritt zur Entwicklung unserer Kolonie sieht. So schließe ich denn, es möge Deutsch-Ostafrika, unserer größten deutschen Kolonie ein rasches und glückliches Aufblühen zu teil werden. D. D. A. ist ein schönes Land, das jeder lieb gewinnt, der einmal draußen war, und wenn man auch gerne von Zeit zu Zeit zur alten Heimat zurückkehrt, so fühlt man sich hier doch beengt und sehnt sich wieder hinaus nach seiner neuen afrikanischen Heimat.



**Kaahafuu, im Hintergrund Ort Victoria.**

(Mehrfachenteilige Schiffs- und Bootgesellschaft „Sittoria“)

